

„Schäm  
Dich!“

*Best of*

CARE  
Schreibwettbewerb  
2017



**care**<sup>®</sup>

Die mit dem CARE-Paket



# Prolog

Schäm Dich! Zwei Worte, die jeden von uns unvermittelt zusammenzucken lassen. Wer hat sie nicht schon häufig gehört, als Kind oder Jugendlicher, wenn sein Benehmen irgendwie nicht den Erwartungen entsprach. „Schäm Dich!“, mahnte dann ein Erwachsener, meist die Eltern oder ein Lehrer. Und man lief rot an und wurde ganz klein ... Scham, ein eher unwohles Gefühl, das uns alle schon einmal berührt hat, nicht nur als Kind. Auch als Erwachsene empfinden wir Scham, wenn wir uns zum Beispiel bloßgestellt fühlen, weil wir bestimmten gesellschaftlichen Normvorstellungen nicht gerecht werden.

Schäm Dich! – ein eher ungewöhnliches Thema, zu dem CARE zum vierten Mal junge Schreibtalente aufgerufen hat, kreativ zu werden. Egal ob Songtext, Gedicht, Kurzgeschichte, Essay oder Theaterstück – alle Textformen rund um das Thema Schämen waren willkommen. Über 200 Einsendungen aus Deutschland und Österreich erreichten uns dieses Mal. Der CARE-Schreibwettbewerb richtet sich an Jugendliche von 14 bis 18 Jahren und junge Erwachsene von 19 bis 25 Jahren. „Schäm Dich!“ wurde ganz unterschiedlich interpretiert und erzählt: Geschichten von Transsexualität, Rassismus, Familiengeheimnissen, gesellschaftlichen Urteilen und vielem mehr. Die jungen Texter bewiesen viel Mut und eine starke eigene Meinung: Zu Polyamorie, Armut und Reichtum, zu sexueller Freiheit, dem weiblichen Körper, zu Krieg und Gewalt und allem, wofür man sich schämt oder schämen sollte – oder eben gerade nicht.

Und wieso das Motto „Schäm Dich!“? Nachdem feststand, dass die zehnte Ausgabe unseres jährlich erscheinenden Magazins CARE affair den Titel „Intim“ tragen würde, suchten wir ein passendes Thema für den CARE-Schreibwettbewerb, der ergänzend zum Magazin stattfindet. Denn die beiden Gewinnertexte werden auch dort abgedruckt. Die Wahl eines passenden Mottos war nicht einfach. Wir wollen so offen wie möglich für grenzenlose Ideen sein. Und gleichzeitig eine thematische Brücke finden zu den Anliegen, für die CARE mit seiner Arbeit steht. Intim ... Geheim ... Verboten ... Schäm Dich! Irgendwann stand dieser Aufruf im Raum und alle nickten zustimmend mit den Köpfen.

Insgesamt kamen zwölf Texte – sechs pro Altersklasse – in die engere Auswahl, die in diesem Sammelband zusammengefasst sind. Die prominente Jury um Bestsellerautorin Kerstin Gier (Die „Silber“- und „Edelstein“-Trilogien) prämierte die besten Texte. Dieses Mal an ihrer Seite: TV-Moderatorin Valeska Homburg, die sich seit Jahren für CARE engagiert. Philipp Kienzl, Redakteur beim Portal ZE.TT von DIE ZEIT, der selbst für junge Menschen textet. Und CARE-Präsident Hans-Dietrich Winkhaus, der den CARE-Schreibwettbewerb seit vielen Jahren begleitet. Die feierliche Preisverleihung findet in diesem Jahr erstmalig im Rahmen des renommierten Literaturfestivals lit.COLOGNE in Köln statt. Darauf sind wir natürlich besonders stolz.

Wir danken der Jury für die gewissenhafte Ausübung ihres Amtes und die Unterstützung dieses Wettbewerbs. Außerdem danken wir allen Gästen und Mitwirkenden der diesjährigen Preisverleihung und dem Team um Jens Mennicke für die schöne Gestaltung dieses Sammelbands. Insbesondere möchten wir uns auch bei der lit.COLOGNE für die tolle Unterstützung und die Möglichkeit bedanken, die Preisverleihung und Lesung des CARE-Schreibwettbewerbs im Rahmen des Literaturfestivals stattfinden zu lassen. Das größte Dankeschön haben aber die über 200 kreativen Köpfe aus Deutschland und Österreich verdient, die uns erneut mit ihren schönen, traurigen, nachdenklichen, kritischen und fantasievollen Texten zum Nachdenken angeregt haben. Leider kann nur ein kleiner Teil aller Einsendungen einen Platz in diesem Sammelband finden. Umso mehr freuen wir uns auf die Beiträge zur nächsten Runde des Schreibwettbewerbs im kommenden Jahr!

Das Team des CARE-Schreibwettbewerbs

Sabine Wilke, Johanna Mitscherlich, Eliana Böse, Sophia Brückner, Lennart Kirchhoff, Anja Engelke, Daniel Al-Ayoubi und Annika Feth ●

*\*Die Texte der Teilnehmer des Schreibwettbewerbes wurden stilistisch so abgedruckt, wie sie eingereicht wurden. Lediglich orthographische Fehler wurden behoben.*

1.  
PLATZ  
∨

2.  
PLATZ  
∨

3.  
PLATZ  
∨

NOMINEE  
∨

14 – 18

JAHRE

## Erkenntnis

*Von Mia Veigel*

7

## Ilai's pinke Phase

*Von Lena Sophie Königshofer*

11

## Hallo Fremder

*Von Elisa Seibert*

21

## „Schäm Dich“ — oder auch „Du Schlampe“

*Von Mayte Pilgram*

25

## Unter meiner Käseglocke

*Von Anneke Maurer*

29

19 – 25

JAHRE

## Alles kann sich verändern

*Von Carina Eitel*

41

## Müde Augen

*Von Tim Bauermeister*

45

## Ich bin ein Mädchen

*Von Albana Kelmendi*

49

## Über Spaß und Scham eines Kriegers

*Von Simon Mösch*

55

## Menschsein

*Von Kathi Rettich*

59

## Die unsichtbare Mauer

*Von Katharina Feinauer*

35

19 – 25

JAHRE

## Gedanken aus der Blehbüchse

*Von Florian Onimus*

65



# Erkenntnis

*Von Mia Veigel*

1.  
PLATZ

Langsam wird es hell. Der Himmel färbt sich von rotorange in ein helles Grauweiß. Die tief hängenden Wolken scheinen an den hohen Bergen zu lecken. Den Apus. Ich muss an meinen Großvater denken. Er sagte immer zu mir: „Hör mir gut zu, Moisés: Die großen Berge um uns herum, die Apus, beschützen uns. Sie sind größer und mächtiger als wir. Versuche niemals, dich über sie zu stellen.“ Ich blicke noch eine Weile auf die riesigen Gestalten, dann krieche ich aus meiner einfachen Schlafgelegenheit und laufe die eisigen Treppenstufen hinunter.

Ich zittere vor Kälte, doch das Quinoa-Getränk meiner Großmutter wärmt mich von innen. Viel Zeit aber habe ich nicht. Meine Großmutter ist schon auf den Feldern und ich muss mich beeilen, ihr bei der Arbeit zu helfen.

Die Arbeit ist hart und schwer. Seit meine älteren Geschwister nicht mehr da sind, ist es noch mühsamer geworden. Sie sind in die Stadt gegangen, um Geld zu verdienen. „Und wie die meisten kommen sie nie wieder zurück ...“, denke ich laut vor mich hin, als ich die Erde mit dem rostigen Spaten umgrabe und es erscheint ganz plötzlich blass das Bild meiner Mutter hinter meinen Lidern. Weshalb auch sollten sie zurückkommen? In das kalte endlose leere Hochland ...

Es ist sehr einsam hier, oft haben wir kaum etwas zu essen und meine Großmutter weiß nicht, wie sie mein Schulgeld bezahlen soll. Schon seit einer Weile war ich nicht mehr in der Schule, dabei ist es mein größter Wunsch einmal Arzt zu werden.

Bei diesem Gedanken, muss ich den plötzlichen Klos in meinem Hals hinunter schlucken. Ich sehe ihn vor mir, wie er auf der Matratze in der Küche liegt. Er, der mich so vieles gelehrt hat. Er, der nicht gerettet werden konnte. Für meinen Großvater konnte kein Arzt gefunden, geschweige denn bezahlt werden.

Auf einmal höre ich ein lautes Zughorn. Auch meine Großmutter lässt ihren Spaten in der Erde stecken und blickt auf. Wir tauschen unsere Blicke aus und wissen beide, was das bedeutet. Sie kommen wieder. Seit ich klein bin, erfüllt mich ein Gefühl des Hasses, wenn dieser Zug unachtsam durch unser Land fährt. Und da sehe ich ihn auch schon blau und vor Reichtum glänzend in der Ferne leuchten.

Schämt euch, denke ich mir.

Schämt euch, durch unser Land zu fahren und zu glauben, etwas über uns zu wissen.

Schämt euch, so viel mehr zu haben als wir.

Schämt euch, uns das wenige, das wir haben, zu nehmen.

Schämt euch, für diese Zugfahrt mehr auszugeben, als meine Familie es in einem Jahr kann.

Schämt euch, keinen Respekt vor der Natur und dem Mächtigeren zu haben. Schämt euch, verdammt nochmal.

Plötzlich packt mich ein Gefühl der flammenden Wut. Es scheint in mir zu brodeln und droht mich zu zersprengen. Ich greife nach dem Stein zu meinen Füßen und schleudere ihn mit all meiner Kraft in Richtung des Zuges. Wie der Stein meine geballte Hand verlässt, verlässt auch mich jegliche Energie. Auf einen Schlag fühle ich mich unendlich leer.

Ich spüre die Tränen der Wut und Verzweiflung mein Gesicht hinunter rin- nen. Wie sie sich ihren Weg bahnen über meine von der Sonne des Hochlan- des verbrannten Wangen. Und sie fließen und fließen und finden kein Ende. Sie finden kein Ende, wie auch diese Ungerechtigkeit keines findet.

Grüne bizarr geformte Berge und unendliche Weite ziehen an Teresa vorbei. Das Klappern des Zuges auf den Schienen begleitet sie auf ihrer Fahrt durch das tiefe Tal. Vorbei an Flüssen und Getreidefeldern, unfertigen Häusern und vereinzelt stehenden Kühen. Auf den Feldern arbeiten alte Frauen in bunten Kleidern mit großen Hüten auf den Köpfen.

Sie steht zusammen mit den anderen am hinteren Wagon und blickt in die atemberaubende Landschaft und auf die Menschen, die ihr wie Figuren aus einem Bilderbuch erscheinen.

Teresa ist schon seit ein paar Wochen unterwegs. Immer wieder wechselnde Landschaften und neue Eindrücke erfüllen sie. Sie sind es, die sie das Alte und das sich immer Wiederholende vergessen lassen. Sie fühlt sich frei.

Das Klicken eines Fotoapparats lässt die junge Frau aus ihren Gedanken aufschrecken und sie bemerkt die vielen Mitreisenden, die sich um sie her- um scharen, um den Dorfbewohnern euphorisch zuzuwinken. Es ist wie ein Spiel. Winkt einer dieser fremden und zugleich so faszinierenden Menschen zurück, so fühlt es sich wie ein kleiner Triumph an.

Teresa ist nicht etwa von zu Hause abgehauen. Sie wollte Neues, ihr Unbe- kanntes entdecken. Sie wollte weit weg reisen, um später als Geschichtener- zählerin zurückzukehren.

Sie schließt ihre Augen. Der Fahrtwind bläst durch ihr von der Sonne ge- bleichtes Haar. Die Strähnen kitzeln Teresa an Kinn und Stirn und flattern aufgeregt hin und her.

Als sie die Augen wieder öffnet, hat sich etwas verändert. Zunächst weiß sie nicht so recht, was der Grund für dieses Gefühl ist, das sich in ihrem ganzen

Körper auszubreiten droht. Doch dann hört sie es die anderen Reisenden sagen: „Er hat einfach die Hose heruntergezogen! Und uns seinen nackten Hintern entgegengestreckt!“, ruft eine Frau erregt, was schallendes Gelächter auslöst. Auch Teresa muss sich ein Schmunzeln verkneifen. Doch als sie den Jungen weglaufen sieht, nimmt sie auch seine abwertende Geste mit der Hand wahr. Und da bemerkt sie zum ersten Mal die ernsten, ja geradezu feindseligen Blicke der Einheimischen. Eine alte Frau sitzt auf einer kaputten Holzbank zusammen mit einem kleinen Jungen. Als der Zug, der sich direkt durch das Dorf bahnt, an ihr vorbei holpert, zieht sie ruckartig mit ihrer flachen Hand über ihre Kehle. Teresa erschrickt und muss schlucken. „Sie wünscht mir den Tod“, flüstert sie betroffen. Ob alt oder jung, die Bewohner blicken sie mit hasserfüllten Gesichtern an.

Und da fällt es Teresa wie Schuppen von den Augen. Es ist kein Spiel. Und wenn es eines wäre, dann wäre es kein gerechtes.

Ganz plötzlich und unvermittelt streifen sie zwei dunkle Augen. Sie verliert sich in ihnen und hat für eine Sekunde das Gefühl, bis auf den Grund der Seele des anderen zu blicken. Und sie spürt Wut. Spürt Hass. Spürt Verzweiflung. Der Stein prallt schallend neben ihr gegen das Metall des Zuges. Vor Schreck springt sie einen Schritt zurück, als Teresa jedoch das Gesicht des Jungen wieder erblickt, scheint die Welt für einen Moment stehen zu bleiben. Die Verzweiflung und Leere, die in seinem Gesicht stehen, treffen sie tief in ihrem Innern. Und das Gefühl, das sie schon die ganze Zeit einnimmt, bekommt ganz plötzlich einen Namen: Scham. ●

# Ilai's pinke Phase

*Von Lena Sophie Königshofer*

2.  
PLATZ

*Szene 1: Ilai's Leben*

ILAI, ALTER 5 JAHRE

Oh, bitte, ich will einen pinken Pyjama.

DIE WELT

Ach wie süß.

ILAI, ALTER 10 JAHRE

Oh, bitte, ich will zum Tanzunterricht gehen. Fußball ist blöd.

DIE WELT

Warte mal.

ILAI, ALTER 12 JAHRE

Oh, bitte, ich will wieder einen pinken Pyjama.

DIE WELT

Hier läuft doch irgendetwas falsch ...

ILAI, ALTER 16 JAHRE

Oh, bitte, ich bin so megamäßig in André verliebt.

DIE WELT

Haha! Erwischt! Schäm dich, du kleiner schwuler Verlierer.

*Szene 2: Jeder hört dir zu*

*Ilai, die Hauptperson am Telefon*

ILAI

Das lustige ist, dass ich immer gedacht habe, es müsste sich anders anfühlen. Das wäre doch das einzig logische. Aber wann war etwas denn jemals logisch?

Der Umstand, dass wir auf einem riesigen Ball leben, der in einer Wahnsinnseschwindigkeit die Sonne umkreist, ist genau so unfassbar wie die Tatsache, dass ich, nun ja, dass ich Herzflattern bekomme, wenn ich André ansehe.

Verrückt, oder?

Weil es fühlt sich eben überhaupt nicht anders an, als ein Mädchen zu mögen. Es ist dasselbe Hoch der Gefühle. Gott, ich klinge wie ein alter Mann. Hilf mir.

TELEFONLEITUNG

Willkommen bei Rat auf Draht, wo deine Probleme zu unseren werden.

Tut mir leid, wir sind gerade überlastet.

Bitte rufe uns später zurück.

*Ilai seufzt laut und legt auf.*

ILAI

Ist immer wieder schön, wenn einem zugehört wird.

*Szene 3: „Liebe ist so abgefahren anders“*

*Schulhof. Ilai sitzt mit seiner besten Freundin Megan auf einer Bank.  
Sie führen ein angeregtes Gespräch.*

MEGAN

Ilai, niemand hier wird dich verurteilen, wenn du endlich zu dir stehst.

*Ilai bäugt seine Mitschüler.*

ILAI

Doch. Schau doch wie sie sich über alles lustig machen. Und was heißt das überhaupt: „zu mir stehen“? Ich stehe doch eindeutig zu mir!

Ich habe dir davon erzählt.

Eigentlich rede ich ja die ganze Zeit darüber.

MEGAN

Ja, das tust du. Und deshalb mache ich mir ja Sorgen. Du denkst an nichts und niemanden anderes mehr, Ilai, das ist doch nicht normal.

ILAI

Wer so etwas sagt, war noch nie ernsthaft verliebt. Es ist, als ob meine ganze verdammte Welt auf den Kopf gestellt wurde. Ich sehe alles mit komplett anderen Augen, aber eigentlich hat sich nichts verändert. Und alles was ich sage, klingt auf einmal unheimlich kitschig und dick aufgetragen wie aus so einer hardcore Romanze, aber so ist Liebe nun einmal, verdammt kitschig.

Mann, Liebe ist so abgefahren anders, Megan. Und total kompliziert und chaotisch, und die meiste Zeit hast du eigentlich überhaupt keine Ahnung was du gerade machst.

MEGAN

*(scherzhaft)*

Okay, du bist eindeutig schwul. Du kannst viel zu gut über deine Gefühle reden.

ILAI

Ja, und genau das meine ich! Wenn ich jemandem erzähle, ich sei schwul, verändert das mein Ich. Für diese Person bin ich dann nur noch der schwule Ilai, als hätte sich ein regenbogenfarbener Schleier über mich gelegt, der mich ab jetzt ausmacht. Aber ich will nicht, dass mich das ausmacht! Ich will nicht von allen als der schwule Ilai gesehen werden. Ich möchte als *ich* gesehen werden, aber wenn ich zu mir stehe, ist der schwule pinke Teil alles was gesehen wird, und das macht mir Angst.

MEGAN

Ilai, du bist ein so toller Mensch. Ich sehe dich immer als Ilai, egal wen du gut findest. Dein Gesamtbild bleibt erhalten, der pinke Teil von dir, der André mag, ist eben mit dabei, aber das ist doch noch längst nicht alles.

ILAI

Aber es ist trotzdem ein Teil von mir.  
Und ich weiß ehrlich nicht, ob ich das gut finde. Ist das nicht verrückt?  
Es gibt einen Teil von mir, den ich – ja ich selbst – gruselig und komisch finde.  
Wieso gibt es dann so einen Teil von mir?  
Man sollte sich selbst gegenüber doch tolerant sein, bin ich das?  
Ich will nicht, dass das jetzt mein „Thema“ wird, ich in eine Kategorie gesteckt werde.  
Aber was ist, wenn dieser Teil von mir, meine Persönlichkeit ausmacht, unverweigerlich zu mir gehört und ohne ihn gibt es keinen Ilai?  
Wer wäre ich denn, wenn ich diesen Teil von mir ignorieren würde?  
Bin das ich?  
Oder ist das nur eine abgedrehte verwirrte Phase?

MEGAN

Sieh nur, was dieser Teil in dir hervorbringt, du sagst so schöne Dinge.  
Das ist nun mal ein Teil von dir. Und das musst du einfach lernen.  
Du selbst und alle anderen um dich herum genau so.  
Ich denke nicht, dass das eine Phase ist, das bist du.  
Ein kleines pinkes Eck, das du bis jetzt noch nicht entdeckt hast,  
aber es ist da. Mach das beste daraus.

ILAI

Und wie soll ich das bitteschön anstellen?

MEGAN

Nun, sei offen.

Du musst es ja nicht gleich in die Welt heraus schreien,  
aber trau dich es zu zeigen. Trau dich mal André länger anzusehen.  
Du musst glücklich werden Ilai, und nicht die anderen, das muss dir klar sein.  
Hierbei geht es um dich. Und wenn du in André verliebt bist, dann ...

*Megan wird unterbrochen, als ein schlaksiger Junge namens Jon plötzlich neben ihr  
auftaucht und anfängt lauthals zu lachen. Ein ziemlich böses Lachen.*

JON

*(aufgebracht)*

Bitte, was, Ilai hat seine pinke Phase? Ilai du bist schwul! Oh mein Gott, wir  
haben eine Schwuchtel in der Klasse, wie eklig. Und du turnst mit uns!

MEGAN

*(wütend)*

Meine Damen und Herren, darf ich euch das menschliche Äquivalent zu der  
passenden Phrase „dumm wie Sau“ vorstellen? Es heißt Jon.

JON

*(schreit erbost)*

HÖRT MAL ALLE HER, der kleine Ilai hier ist schwu-hul! Und er ist total  
verknallt in den süßen Andréeee, um den sich alle Mädchen reißen! Hahaha,  
kleiner schwuler Verlierer, du.

ILAI

Immer schön, wenn solche Gespräche privat bleiben.

*Inzwischen hat wohl der ganze Schulhof von der Sache Wind bekommen, es wird  
aufgeregt getuschelt, ein paar weitere böse Bemerkungen fallen, doch Ilai bleibt ruhig.  
Zumindest muss er die Nachricht nicht mehr selbst verbreiten. Aus der Menge  
bewegt sich eine Gruppe Jungs in Richtung Megan und Ilai zu, mit dabei auch André.*

IGOR

Oida, Ilai, du stehst also auf Jungs. Ist doch halb so schlimm.  
Wieso hast du nicht früher etwas gesagt?

MEGAN

Siehst du, sag ich doch?

STEVE

Was soll das heißen, da ist doch nichts dabei? Er will uns alle hier rumkriegen!  
Und er ist in derselben Turngarderobe wie wir! Das ist eine Frechheit,  
ich werde mich beschweren gehen.

ADAM

Also ich sitze bestimmt nicht mehr neben dir im Unterricht, kleiner Lügner,  
und ich habe dir auch noch geholfen.

*Die Vorwürfe steigern sich. Megan versucht schlagfertig zurück zu schreien.  
Doch niemand bemerkt, wie sich Ilai zurückhält, langsam von der Gruppe entfernt  
und André ihm folgt.*

ANDRÉ

*(etwas verlegen)*

Du bist also schwul?

ILAI

Sieht ganz so aus.

ANDRÉ

Und stimmt es, was Jon geschrien hat? Stehst du tatsächlich, ähm, auf mich?

ILAI

Ja, hör mal, tut mir echt leid, ich hab da echt keine Kontrolle darüber.  
Und bitte ich weiß, es ist wirklich nicht von Vorteil. Aber ich werde nie  
irgendetwas ...

*Doch auch Ilai wird abrupt unterbrochen.*

ANDRÉ  
Stopp, das heißt, du stehst auf mich?

*Ilai seufzt.*

ILAI  
Ja.

ANDRÉ  
Wirklich?

ILAI  
Ich weiß es ist komisch, aber wie gesagt, ich, wie gesagt ...

ANDRÉ  
Halt die Klappe, Ilai. Du magst mich wirklich?

ILAI  
Also langsam geht das hier in eine komische Richtung.  
Ja, ich bin schwul und in dich verliebt.

ANDRÉ  
Schäm dich.

*Doch er lächelt verschmitzt dabei. André geht auf den verwirrten Ilai zu und küsst ihn. Ja, ganz genau, direkt auf den Mund. Und es war wunderschön. Für beide. Irgendwo hört man Megan laut aufschreien vor Begeisterung.*

*Und somit hatte André innerhalb kürzester Zeit Ilai's pinke Welt erneut auf den Kopf gestellt und die grauslichen zwei Wörter „Schäm dich“ zu der schönsten Liebeserklärung gemacht, die ein Junge je bekommen kann. ●*





# Hallo Fremder

*Von Elisa Seibert*

3.  
PLATZ

Hallo Fremder,

vielleicht erinnerst du dich nicht mehr an mich, es ist immerhin schon ein paar Jahre her.

Um genau zu sein, war es im Winter vor drei Jahren. Ich weiß noch, wie kalt es war, überall auf den Straßen lag Schnee. Ich hatte den schwarzen Mantel an, den mir meine Großmutter zu meinem sechzehnten Geburtstag einige Monate zuvor geschenkt hatte. Ich war gerade auf dem Heimweg von meiner Freundin. Sie wohnte am anderen Ende der Stadt und meine Mutter mochte es nicht, wenn ich den langen Weg abends alleine zurücklegte. Doch ich sah kein Problem darin, ich war jung und naiv. Ich sah das Böse in der Welt nicht, das hinter jeder Ecke und in jeder dunklen Gasse auf uns lauerte.

Weißt du, ich hätte dir schon früher schreiben sollen, aber ich hatte keine Kraft. Lange Zeit ging es mir sehr schlecht, musst du wissen. Meine Familie und Freunde haben sich Sorgen um mich gemacht, weil sie es nicht verstanden haben. Aber du verstehst mich, oder? Du weißt, weshalb ich so bin.

Wir sind damals vor diesem kleinen Kiosk aufeinander getroffen. Ich hatte es eilig, ich wollte schnell nachhause, weil es so kalt war. Du bist gerade aus dem Laden getreten und ich bin direkt in dich rein gelaufen. Ich weiß bis heute nicht, wie ich dich übersehen konnte, deine Schultern waren doppelt so breit wie ich und du warst mindestens drei Köpfe größer. Du kamst mir vor wie ein Riese und ehrlich gesagt, hat dein Auftreten mir Angst gemacht.

Die Sache mit der Angst ist die, sie bestimmt dein Tun und Handeln, sie hemmt dich und hält dich davon ab, die richtigen Dinge zu tun. Zumindest war es bei mir so. Ich habe es ihnen lange nicht erzählt, erst vor einem Jahr habe ich den Mut gefunden. Ich hatte Angst, dass die Menschen, die mir am meisten bedeuten, mich plötzlich anders wahrnehmen würden. Und ja, ich habe mich auch geschämt. Vielleicht war die Scham sogar größer als die Angst, ich weiß es nicht.

Ich weiß nur, dass meine Bedenken, meine Angst und meine Scham mich viel zu lange daran gehindert haben, mich ihnen anzuvertrauen. Meine Familie war für mich da, meine Freunde haben mich unterstützt und

sie haben versucht, zu verstehen. Sie gaben mir den Halt, den ich so dringend gebraucht habe.

Irgendwie ist es schon komisch, du hast so viele Jahre mein Leben bestimmt, dein Bild ist noch so klar auf meiner Netzhaut eingebrannt und trotz allem weiß ich nicht mal deinen Namen. Du kanntest meinen ebenso wenig. Es hat dich trotzdem nicht davon abgehalten, mich mit deinen riesigen Pranken zu packen und mit dir in die Dunkelheit zu ziehen.

Ich habe gefleht, dass du aufhören sollst. Geschrien, dass ich das nicht will. Ich weiß genau, dass du es gehört hast, denn du hast darüber gelacht. Du hast meine Hilflosigkeit verspottet, dich an meinen Tränen erfreut.

Nächtelang hat es mich verfolgt, dein teuflisches Lachen. Das Gefühl deines kratzigen Bartes in meinem Nacken, deine rauen Hände auf meiner Haut, der Gestank deines Atems, nach Alkohol und Zigaretten. Es hat mir den Schlaf geraubt, mich fast den Verstand gekostet.

Du hast mich gebrochen, mitsamt meinem Stolz und meinem Selbstwertgefühl und es war dir egal.

Dafür habe ich dich gehasst. All die Jahre habe ich dich mit einer solchen Intensität gehasst, dass ich nicht bemerkt habe, wie mich dieser Hass von innen heraus zerfressen hat.

Dieser brennende Hass, der stetig mein Herz ergriffen hielt, erinnerte mich jeden Tag an diesen Abend und ließ nicht zu, dass ich damit abschließen konnte.

Ich habe versucht, es zu verdrängen. Es hat nicht funktioniert. Ich habe angefangen mich selber zu hassen, ohne es zu bemerken.

Mein Hass hielt dich am Leben.

Ich kann dir nicht vergeben. Das was du mir angetan hast, war so schrecklich und falsch und ich möchte nicht, dass jemand denkt es wäre in Ordnung, nur weil ich dir vergeben habe.

Aber ich bin jetzt dazu bereit damit abzuschließen. Ich schließe mit dir ab.  
Ich werde nicht mehr zulassen, dass deine Taten mich weiter verfolgen.

Ich werde wohl nie vergessen, was du mir angetan hast. Wie schwach und verletzlich ich gewesen bin. Aber ich will auch gar nicht vergessen, denn meine Erlebnisse helfen mir jetzt umso stärker zu sein.

Deshalb habe ich mich dazu entschlossen, dich nicht mehr zu hassen.  
Natürlich war dies nicht so leicht, aber ich hatte Hilfe. Allein hätte ich es nicht geschafft.

Du solltest keineswegs denken, dass ich dies für dich tue. Ich tue es für mich.  
Damit ich endlich wieder leben kann, ohne Angst, ohne Hass und ohne Scham.

Dieser Brief ist der erste Schritt in meinen Neuanfang. Und ich weiß, irgendwann wirst du nur noch ein dunkler Schatten in meinem Kopf sein, eine leise Erinnerung die zwar nie vergessen wird, aber weit hinter mir liegt.

Zum Schluss möchte ich nur noch eine Sache sagen.

Überall auf der Welt erleiden Menschen das, was auch mir angetan wurde.  
Es ist egal wer, von wem oder wo. Tatsache ist, dass es passiert.  
Und Tatsache ist, dass viel zu viele Menschen schweigen, aus Scham.

Doch nicht die Opfer sollten sich schämen. Sondern die Täter.

Hiermit schließe ich diesen Teil meines Lebens ab.

Ich hoffe, dass wir uns nie wieder sehen,

*Eine von vielen* ●

„Schäm Dich“  
—  
*oder auch*  
„Du Schlampe“

*Von Mayte Pilgram*

NOMINEE

Den ganzen Sommer haben wir getrennt verbracht und als wir in dem kleinen Café sitzen, brenne ich darauf, dir von ihm zu erzählen.

Dir zu erzählen, wie gut ich mich mit ihm gefühlt habe und wie glücklich es mich gemacht hat.

Ich hab' ihn im Urlaub kennengelernt und wir haben uns auf Anhieb verstanden. Es war locker, einfach lustig, mit ihm etwas zu unternehmen.

Es war aufregend – und alles, was ich möchte ist, es mit dir zu teilen. Doch als ich erzähle, dass er mich geküsst hat bei diesem ersten und einzigen Date, ist deine Reaktion ganz anders, als ich dachte.

„Du Schlampe“, sagst du und lachst. Du lachst und tust so, als sei das, was du grade gesagt hast, normal. Ich lache mit und tue so, als wären mir deine Worte egal.

Doch:

Ich schäme mich.

Was du nicht weißt, ist, dass mich dieser eine Satz immer noch beschäftigt; seit 2 ½ Jahren jetzt schon. Er geistert immer wieder in meinem Kopf herum. Bei jeder Trennung, bei jedem neuen Menschen, den ich attraktiv finde, hab' ich deinen Satz im Ohr. Und wenn das Mädchen in der Schule meine Beziehungen durchnummeriert, auch. Ich lache, doch innerlich, da schäm ich mich.

„Du Schlampe“

Ich weiß, dass du es schon längst vergessen hast, aber ich erinnere mich. Ich trage ihn schon so lange in meinem Herzen.

Ich soll eine Schlampe sein, weil ich mehrere tolle Menschen näher kennengelernt habe? Eine Schlampe sein, weil ich Mut gezeigt hab', indem ich Menschen in mein Herz gelassen hab', obwohl sie mich vielleicht verletzen könnten? Mich dafür schämen, dass wir bemerkt haben, dass wir nicht zusammen passen? Mich dafür schämen, bereits mehrere Beziehungen geführt zu haben und jetzt doch momentan allein zu sein?

Ich denke nicht, dass ich mich für irgendwas schämen muss, aber ich hab' es eine sehr lange Zeit getan. Und eine sehr lange Zeit hab' ich damit zu kämpfen gehabt.

Du bist hier nur ein Synonym.

Du bist das Synonym für eine Gesellschaft, in der Männer für beliebig viele Partnerinnen von ihren Kumpels gefeiert werden, aber wir Frauen direkt „Schlampen“ sind.

Wir reden von Gleichberechtigung, gucken einander aber schief an, wenn wir etwas erfahren, das uns persönlich missfällt. Etwas sehen, was wir anders machen würden, das nicht in unser eigenes Wertesystem passt. Wir sehen eine Frau in einem kurzen Kleid oder mit einem offenherzigen Ausschnitt und verurteilen sie.

Ich spreche nicht davon, sich selbst zu denken, dass es vielleicht in der bestehenden Situation unangebracht ist, sondern davon, eine Frau darauf zu reduzieren, wie viel Haut sie zeigt.

So oft hab' ich schon mitbekommen, dass ein Mädchen sich nicht getraut hat, jemanden anzuschreiben, an dem sie Interesse hatte, weil sie nicht als Schlampe abgestempelt werden wollte.

„Der Mann muss die Initiative ergreifen“, ist anscheinend immer noch die breite Meinung. Aber das ist totaler Unfug. Wenn wir immer darauf achten, bloß nicht zu missfallen, verpassen wir mindestens die Hälfte der schönen Erfahrungen und Chancen.

Eine Frau kann sich auffällig kleiden, viel Schminke benutzen und den Mann ansprechen, WENN SIE ES WILL.

Das ist das, worauf es ankommt.

Frauen sollten so viel Ausschnitt tragen, wie sie wollen, die Leggings oder den schwarzen BH unter dem weißen Shirt anziehen.

Und so viel Schminke auflegen, wie sie schön finden und die hohen Schuhe ausführen, wann sie wollen.

Vor allem sollten Frauen genau so frei (wie über ihr Aussehen auch) entscheiden dürfen, wie viele Beziehungen und Sexualpartner sie haben, ohne sich dafür vor der Gesellschaft schämen zu müssen. Männer dürfen das schließlich schon längst.

„Slutshaming“ muss aufhören.

Und das wird definitiv nicht von allein geschehen.

Wie können Frauen frei und gleichberechtigt sein, wenn sie von anderen Frauen und Männern verurteilt werden, sobald sie tun und tragen, was sie möchten?

Es hilft schon, einmal drüber nachzudenken, was man selbst für eine Meinung präsentiert. Denn leider haben viele die allgemeine Meinung im Kopf und urteilen so schnell, dass es Ihnen selbst nicht einmal bewusst ist. So geht es auch mir. Ich kenne meine Meinung, erschrecke mich aber dann doch manchmal darüber, wie sehr es mich grade beeinflusst, ob ich die Person mag oder nicht. Und das muss aufhören. Manchmal muss man innehalten und sich selbst eingestehen, dass man auch an sich selbst arbeiten muss und manche vorschnellen Meinungen und Urteile überdenken.

„Du Schlampe“. So lange hab’ ich diesen Satz in meinem Herzen getragen, hab’ zugelassen, dass er an mir nagt.

Doch jetzt schreib ich ihn auf einen Zettel, verbrenne ihn und verspreche mir, mich selbst immer wieder einmal daran zu erinnern, dass ich mich für nichts schämen muss.

Und ich verspreche mir noch eine Sache:

Dass ich immer wieder darauf achten werde, was für unterbewusste, unüberlegte Urteile ich mir bilde und wen ich damit verletze.

Das sollte UNSER aller Vorsatz für 2017 sein. ●

# Unter meiner Käseglocke

*Von Anneke Maurer*

NOMINEE

Grenzen  
Sind nur Striche  
Auf Papier  
Auf zerknüllter Landkarte  
ausradierend

Ausradiert?  
Was ist das für ein Radierer. Was  
ist das  
für ein Preis  
Mensch  
fällt  
Schuss  
Auf  
Schuss  
Auf  
Menschen  
Auf  
Menschen  
Auf  
Leben  
Aus

Vielleicht bin ich naiv, ich bin  
noch ein Kind. Vielleicht  
verstehe ich das alles  
noch nicht. Zu verstehen gibt es da  
etwas gibt es da irgend  
Ich bin ein Kind. Vielleicht  
bin ich naiv. Aber ich finde das alles  
grauenvoll

Ich lebe in Deutschland. Ich wachse noch  
Ich wachse auf in einer geschützten Welt  
Ich wachse auf in einer heilen Welt. Illusion  
Ich lebe unter einer Glaskugel  
Gläserne Käseglocke. Keine

Probleme. Nur Schule, die nervt und zu  
viele Hausaufgaben. Malala wurde  
angeschossen. Wir streiken gegen  
Bildung

Käseglocke. Aus Glas. Glatt und glänzend  
Und poliert.  
Da sind Kratzer. Da sind Sprünge  
Es brechen sich in ihnen  
Die Nachrichtenbilder  
Terror und Zerstörung und  
Menschen  
die auf  
Menschen  
schießen  
Ich kneife meine Augen fest zu  
kann sonst nicht schlafen  
in der Nacht  
Mein Kuchen im Ofen ist  
verbrannt

Unter meiner Käseglocke ist es kuschelig  
und warm  
Wir nehmen gerne Leute bei uns auf  
Außer Flüchtlinge  
Und fremde Männer auch  
lieber nicht  
Wir steigen nicht mehr zu fremden Männern in die  
Bahn  
In die Bahn sowieso nicht  
Könnte ja gefährlich sein

Mein Kuchen ist schwarz  
Ich nehme trotzdem ein Stück  
Meine Zunge verbrannt  
Taub für den Rest des Tages  
Kuchen esse ich auch nicht mehr

Könnte ja gefährlich sein

Ich habe meine Käseglocke, unter der  
verstecke ich mich  
doch gebrochene  
Gläser, dahinter gebrochene  
Welt

Wir denken nicht über unseren  
Tellerrand hinaus, denn  
*unser* Teller  
ist gut gefüllt, wir schlagen uns  
die Bäuche voll  
all you can eat

Doch der Kuchen ist angebrannt und schmeckt mir nicht

Ich bin ein  
Mensch  
und ich könnte helfen  
Helfen kann man doch immer  
Ich kann immer  
du kannst  
Er  
Sie  
Die drüben  
Und auch die anderen dort  
Das wären dann schon viele und vielleicht sogar  
genug  
Wären?  
Ich kann helfen  
Ich kann  
Aber

Aber  
Wo ist denn die Zeit  
zwischen Geigen

und Schwimmen  
und Chor und  
Schule  
All den Stress mit der Schule  
G8  
Malala

Aufraffen  
Dieser  
verdammte erste Schritt  
Ich kann helfen. Warum  
tu ich es dann nicht

Keiner will Krieg

Keiner will Tote

Warum bekriegen sie sich dann?  
All diejenigen, die  
keinen  
Krieg wollen?

Niemand will Krieg

Ich will nicht streiten  
Streit ist  
doof  
Aber das ist nun mal das letzte Stück  
Kuchen  
Verteidigung  
Der Kuchen ist schwarz und  
schmeckt mir auch  
nicht  
Aber  
ich habe den Kuchen  
gebacken also  
ist es doch

Zum Streiten  
gehören immer  
Ich will nicht streiten

Verteidigung.  
Das wäre das und man  
müsse  
sich verteidigen  
und um das eigene  
Land kämpfen  
dabei sind Grenzen  
doch nur  
Striche auf Papier  
auf zerknüllter Landkarte  
primitiv doch  
ausradierend

Wir leben auf einem schwarz-weißen Planeten, leben wir?

Ich bin ein kleines Mädchen ohne Bedeutung, Nanosekunde im Zeitstrahl.  
Gestern war in Berlin ein Anschlag, LKW in die Weihnachtsstände. Heute  
ist Krieg in Syrien. Morgen werden Zweitausend sterben, 2.000, die wohl  
unschuldig sind.  
Menschen, wann hört das auf?

Wir leben auf einem Planeten, der wurde uns gegeben und dennoch immer  
mehr und immer und immer und nie kann es aufhören, denn da ist mehr und  
das will ich haben.

Menschen, wir sind gierig.

Zwei Weltkriege, ist genug, ist zu viel, zu viel Unrecht schon, doch es reicht  
nicht denn da ist mehr und da wird immer mehr sein und wir werden immer  
mehr wollen, Menschlichkeit?

Ich schäme mich.

Menschen, wir sind nicht alleine auf diesem Planeten. ●

Die  
unsichtbare  
Mauer

*Von Katharina Feinauer*

NOMINEE

Schwungvoll trug sie die rote Farbe auf ihre Lippen auf. Ein neuer Arbeitstag brach an. Die Haare saßen, die Schuhe glänzten, ihr Gang war federleicht. Entschlossen packte sie den Wagen, in dem sich bereits dicke Ziegelsteine stapelten und zog ihn mühelos hinter sich her. Ein Gewicht hatten die Steine noch nicht, denn sie war es nicht, die diese schwer machen würde. Mit polternden Reifen rollte der Wagen los. Fuhr brav wie ein Hündchen seinem Herrchen hinterher.

Selbstbewusst lief die Frau geradeaus, sie wusste genau, dass sie nicht viel tun musste, um einen Kunden anzulocken. Sie waren es, die ihr zuliefen, die kamen wie die Motten zum Licht. Obwohl die Menschen sie hassten, gingen sie immer wieder zu ihr, sie schienen sie zu brauchen, den Schmerz, den sie verursachte, beinahe zu genießen. Und da war er schon. Ihr allererster Kunde, dort, an der Bushaltestelle lehrend. Lange hatte es nicht gedauert.

Sehnsüchtig sah er zu der anderen Straßenseite hinüber, beobachtete den Jungen, der dort stand. Blondes Haar, winzige Grübchen und ein Lächeln, bei dem ihm jedes Mal das Herz stehenblieb vor Glück. Doch nein. Nein, das durfte er nicht. Er sollte nicht, er konnte doch nicht, er- er sah sie. Natürlich war sie da. Sie kam immer, immer, wenn er ihn sah, immer, wenn er das fühlte, was er nicht fühlen sollte.

Schuldbewusst schluckte er, als sie tadelnd mit schnalzender Zunge näher kam, um ihm die zwei Worte ins Ohr zu flüstern. Nur zwei Worte. Und schon waren sie wie ein Mantra geworden, dass ihm in seinem Kopf auf Dauer schleife erschallte. Sanft drückte sie ihm einen Kuss auf die Wange. Das Rot ihres Lippenstiftes breitete sich darauf aus und nahm die vertraute Röte an, die seine Wangen heraufstieg.

Routiniert holte sie einen Stein aus ihrem Karren, um ihn dem Jungen zu geben. Als seine Finger den Stein berührten, füllte er sich mit der Schwere, die er gerade empfand. Zitternd legte der Junge den Stein auf die vielen anderen, die ihn begleiteten, wie eine, für die anderen, unsichtbare Mauer. Bald würde sie so hoch sein, dass er die Grübchen des anderen Jungen nicht mehr sehen konnte, selbst seine blonden Haarspitzen nicht. Energisch drückte die Frau seinen Kopf hinunter. Und hatte sie nicht Recht? Reichte die Mauer nicht schon aus? Sollte er sich nicht lieber hinter ihr verstecken, damit sie ihn nie wieder fand?

Doch das interessierte die Frau nicht. Die Reifen des Karrens quietschten. Sie verließ ihn, ließ ihn stehen, allein hinter seiner Mauer. Da vorne wartete schon jemand neues. Ein weiterer Kunde. Schmuddelig, mit zerschlissener Kleidung. Gräuliche Bartstoppeln bohrten sich durch seine Haut, während sein Kopf haarlos war. Seine dünnen Finger, mit den abgebissenen Nägeln, hoben die wenigen kupferfarbenen und goldenen Metallmünzen, die er im Laufe des Vormittags gesammelt hatte, auf. An der letzten klebte noch ein Rest Kaffee von dem Pappbecher, den er aus dem Müll gefischt hatte, damit er ihn als Spendendose benutzen konnte. Ein paar Jugendliche hatten ihn beschimpft und aus Spaß seinen Becher umgestoßen. Niemand respektierte ihn, dennoch, es ihnen verübeln? Das konnte er nicht. Er hätte sich auch von sich ferngehalten, stinkend und obdachlos, wie er war. Doch einen Besuch hatte er. Manchmal kam sie sogar mehrmals täglich. Sie war die Einzige, die mit ihm redete, die Einzige, die ihm Aufmerksamkeit schenkte. Quietschende Reifen hielten vor ihm. Klackernde Absätze machten sich zu ihm auf. Die Frau kniete sich zu ihm hin und flüsterte ihm die zwei altbekannten Worte ins Ohr. Er streckte ihr seine dreckige, stoppelige Wange entgegen und sie küsste sie. Abermals breitete sich das Rot darauf aus und färbte seine Wangen. Einen Stein musste sie ihm gar nicht erst geben, gehorsam dackelte er zum Wagen und nahm sich einen heraus, ließ ihn sich mit seiner selbst erzeugten Schwere füllen und setzte ihn auf die anderen. Er hatte schon eine ganze Sammlung, sie waren wie ein kleines Steinhaus aufeinander gestapelt, ein Haus aus Momenten, das nur er sah. Auch seinen Kopf musste sie nicht herunterdrücken, er sah den Menschen wegen ihr schon lange nicht mehr in die Augen.

Schließlich war nur noch ein einziger Stein in ihrem Karren. Prüfend sah sie in die kleine Seitenstraße und ja, da war sie. Ihre Stammkundin. In einer Schaufensterscheibe betrachtete sich ein plumpes Mädchen mit mausbraunem, krausem Haar und einer schwarzen Brille. Hinter dem Glas warteten schicke Kleider auf schlanke Damen. Nicht auf dicke Mädchen wie sie. Wie eine alte Freundin begrüßte die Frau das Mädchen, sie kannten sich schon seit Jahren.

Widerwillig ließ das Mädchen die Umarmung zu. Gleich würde sie ihr die zwei magischen Worte ins Ohr flüstern. Gleich würde das vertraute Rot des Lippenstifts wieder ihre Wange färben, damit alle Welt sah, wie sie sich fühlte. Gleich würde sie einen Ziegelstein mit ihren Gefühlen füllen, die ihn so unendlich schwer machten, damit sie ihre Mauer erweitern konnte, die ihr ein treuer und stetiger Begleiter war.

Abschottung. War das nicht das, was sie in diesen Momenten wollte? Im Boden versinken, unsichtbar sein, sich verstecken? Deshalb drückte die Frau doch ihren Kopf hinunter, damit sie die Reaktion der Welt nicht sehen musste.

Genüsslich trug die Frau eine neue Schicht des Lippenstifts auf, bereit zum Angriff. Bereit für ihre Zauberformel, nur zwei Wörter, und sie hatte sie alle im Griff.

Das Mädchen sah auf den Karren, in dem nur noch ein Stein lag. Wie viele hatte die Frau heute schon gequält? Wie viele würden morgen noch kommen? Wie hoch würde ihre eigene Mauer noch wachsen?

Plötzlich erweckten diese Gedanken etwas in dem Mädchen, etwas, was sie dazu brachte, mehrmals kräftig auf ihre Mauer einzutreten. Große Risse bildeten sich darin, erste Steine wackelten. Erschrocken eilte die Frau auf sie zu, doch das Mädchen drückte sie weg, schrie sie an, schrie ihr die Worte entgegen, die sie jeden Tag so gequält hatten.

„Nein, schäm *dich!*“ Und während sie das sagte, zerfiel die unsichtbare Mauer um sie herum, die sie und die Scham einst gemeinsam aufgebaut hatten. ●





Alles  
kann  
sich  
verändern

*Von Carina Eitel*

1.  
PLATZ

Mein Atem flog in weißen Wölkchen davon, als ich die Straße zu dem Haus meiner Eltern entlang lief. Der Taxifahrer hatte sich in der Adresse vertan, also verbrachte ich die letzten 20 Minuten mit einem kleinen Spaziergang durch meine alte Nachbarschaft.

Wie viel sich in 10 Jahren verändern konnte.

Die große Villa stand immer noch so prachtvoll wie damals am Anfang der Straße. Mir fiel jedoch auf, dass sie dieses Jahr andere Lichterketten als damals hatte und ich bemerkte das neue Auto in der Einfahrt. Durch die großen Fenster konnte man einen Blick in das Wohnzimmer des Hauses erhaschen, in dem eine kleine Familie am Kamin saß und dem Feuer zuschaute. Das alte Ehepaar, welches früher in dem Haus gewohnt hatte, war wohl nicht mehr.

Ich schüttelte den Kopf und steckte die Hände in die Manteltaschen. Heiligabend war keine Nacht, um traurig zu werden. Nicht dieses Jahr.

Meine Hände kuschelten sich in das weiche Futter der Innentaschen, als ich etwas Dünnes in der rechten spürte. Der Brief. Ich zog ihn heraus und las zum bestimmt tausendsten Mal den Namen des Empfängers: Jack Holmes. Die Handschrift war sauber und fast schon zu perfekt. Als hätte sich jemand besonders viel Mühe gegeben, alles richtig zu schreiben. Ein Lächeln schlich sich auf meine Lippen und ich steckte den Brief wieder ein.

Der Schnee knirschte unter meinen Stiefeln und die kalte Winterluft zerrte an meinem Gesicht. Ich dachte zurück an die Familie vor dem Kamin und wünschte mir jetzt die Wärme, die sie spürten.

Weiter die Straße entlang war das Haus einer alten Freundin. Die Lichterketten hingen in Massen an den Fenstern und im kleinen Vorgarten war ein Weihnachtsmann mit allen Rentieren aufgebaut. Sie hatte Weihnachtsdekorationen schon immer geliebt. Der Gedanke an sie lies mich kurz innehalten. Wir galten als unzertrennlich, als beste Freunde, die durch dick und dünn gingen. Doch als ich sie am meisten brauchte, ihr alles gesagt hatte und ihren Beistand gesucht hatte, ließ sie mich im Stich. Meine Beine bewegten sich wieder und liefen an dem Haus vorbei, weg von der Vergangenheit.

Ich konnte nichts mehr an dem ändern, das schon war, doch ich konnte mich auf das freuen, was mich erwarten würde.

Auch nach 10 Jahren hatte es das kleine Dorf nicht geschafft, die Straßenlaterne vor unserem Haus zu reparieren. Ich lachte leise über das sanfte Flickern der Laterne und stapfte die leicht zugeschneite Einfahrt zur Haustür hinauf. Als ich oben angekommen war, machte mein Körper schlapp. Meine Hände zitterten und mein Puls beschleunigte sich.

*Ruhig Jack.* Du weißt, dass du willkommen bist, sagte ich mir. Meine rechte Hand umklammerte den Brief in meiner Tasche und mit der linken betätigte ich die Klingel.

Ein dreitöniger Klang kündigte meine Ankunft an und ich konnte Schritte und Stimmen hinter der Tür wahrnehmen.

„Das ist Michelle!“, hörte ich eine weibliche, junge Stimme voller Freude sagen.

*Sarah, meine kleine Nichte,* dachte ich. Mittlerweile dürfte sie 15 Jahre alt sein.

Wie ich mich freute, sie endlich wieder zu sehen.

„Sarah, was hatten wir dir gesagt? Michelle heiß-“. Emily, meine Schwester schien ihr etwas zu erklären, doch ich nahm es nicht mehr wahr, als die Haustür aufging und mich weiche, braune Augen und ein Lächeln begrüßten. Nach 10 Jahren sahen wir uns zum ersten Mal wieder in die Augen.

„Willkommen Zuhause, Jack.“, begrüßte mich mein Vater.

„Ich bin wieder da.“ Mit einem Lächeln auf dem Gesicht und dem letzten Satz seines Briefes in Gedanken trat ich in mein altes zu Hause ein und begrüßte meine Familie.

*„Michelle ... Jack. Ich schäme mich nicht mehr für meinen Sohn.“* ●



# Müde Augen

*Von Tim Bauermeister*

2.

PLATZ

Der sterbende Mann knipste die Nachttischlampe an. Ein kurzes Flackern, dann fraß steril-weiße Strahlung die Dunkelheit und brannte in den müden Augen des Mannes, der die Lider zusammenkniff und sich einen Moment gab, um Frieden mit der einsetzenden Lichtflut zu schließen. So gut er es vermochte, setzte er sich im Bett auf, lehnte den Hinterkopf an das Metallgestell des Funktionsbetts und lauschte: Dem unablässigen Surren, den eiligen Schritten der Schwestern auf dem Flur und dem Jalousinenspiel des Windes, bis er feststellte, dass es das Rasseln der eigenen Lungen war. Der Mann seufzte. Es war nachts. Zwei Uhr fünfundzwanzig. Erst wanderte sein Blick gen Nachttischschublade, dann folgte, wie an Strippen geführt, die Hand samt Dreiwegkanüle und zog die Schläuche hinter sich her. Der Mann wälzte sich auf die Seite, bis er an den schmalen Griff gelangte und holte ein schmuckloses Heft hervor, das unter Briefen, Pralinen-schachteln und sonstigen Nichtigkeiten versteckt lag. Die dünnen, wie mit einer Nadel auf das Papier gezogenen Buchstaben tanzten vor seinen Augen. Nur unter Mühen konnte der Mann die Krakeleien lesen, die er vor wenigen Stunden selbst mit zittriger Hand niedergeschrieben hatte. Briefe an ... – das wusste er selbst nicht so genau.

„Ich möchte mich beschweren. Das Ende enttäuscht mich. Heißt es nicht, dass alles an einem nochmal vorbeizieht, wenn das große Finale naht? Schlaglichter eines langen Weges, Erinnerungen und Vergessenes, Gutes und Schlechtes. Ich hatte mich darauf eingestellt, gefreut gar, irgendwann den Kinossessel zurückzustellen und mein Leben als Film zu sehen, bis am Ende das Licht angeht. Doch der erhoffte Film ist ein Standbild: Ein Fernseher, ein Tisch, zwei Stühle, viele Schläuche. Ab und an Weißbehemdete. Es scheint, als müsse ich die sentimentale Aufgabe des Erinnerens selbst übernehmen. In der Hoffnung, dass mir noch ein paar Tage verbleiben und ich das Unvermeidliche, am seidenen Faden hängend, herauszögern kann, möchte ich nicht mit den Triumphzügen meines Lebens beginnen. Vielmehr habe ich mir die Frage gestellt, was ich bedauere, wofür ich mich schäme. Nie war der Moment ernster Reue derart passend. Deshalb schreibe ich. Es war schwer, etwas aufs Papier zu bringen. Ich habe schon oft darüber nachgedacht, wofür ich mich schäme und nie kam ich zu einem Ergebnis. Manchmal glaubte ich, etwas gefunden zu haben und stellte dann fest, nur an der Oberfläche gekratzt zu haben. Es war Papageiengeplapper, kein wahres Gefühl - nicht meine innere Stimme, die da sprach. Keiner gesteht

sich gerne Fehler oder Versagen ein. Nicht einmal dann, wenn das eigene Gewissen der einzige Zuhörer ist. Schließlich will man Scham am liebsten vergessen. Verdrängen. Es sind Momente, die man in eine Kiste schließt und in der hintersten Ecke des Gartens der Erinnerungen vergräbt, auf dass sie nie jemand finden mag. Wir bewahren uns davor, vor lauter Bedauern die Zukunft zu vergessen. Bloß manchmal muss man graben, um einen ehrlichen Blick auf sich selbst werfen zu können. Wahrscheinlich ist es meine Situation, die mich das alles begreifen ließ. Endlich kann ich die Frage beantworten. Mein ganzes Leben bin ich zur See gefahren. Schon als Kind stand ich an der Kaje, manchmal stundenlang, und winkte den Männern an Deck zu. Bei jedem glaubte ich, dass hinter ihm das Abenteuer seines Lebens lag. Dann ballte ich meine kleinen Fäuste und schwor, dass ich es irgendwann selbst sein würde, den man so an den Häfen dieser Welt begrüßt. Es wurde wahr. Ich fuhr um die ganze Welt, sah alles vom Suez-Kanal bis zur Nordsee, und meisterte die großen Passagen so oft, dass ich mir irgendwann einbildete, ein Meer am salzigen Geschmack zu erkennen, den die Gischt auf spröden Lippen hinterlässt. Wir, die Crew und das Schiff, waren die Herren der See. Das Meer stillte unsere Gier nach Abenteuer und Fortschritt, vor allem aber nach der Freiheit, die es nur auf den blauen Weiten zu finden gibt. Während es an Land immer enger wurde und Smog die Metropolen dieser Welt in dunkelgraue Schleier hüllte, störte nichts die blaue Unendlichkeit, die uns zu Untertan war. Ich sah mich auf der richtigen Seite und glaubte, es ginge einfach immer so weiter. Noch Generationen nach uns würden ihre Träume von den Ozeanen verwirklicht sehen. Ich irrte.

Die Erkenntnis kam erst, als ich ein alter Mann war und längst nicht mehr im Dienst der großen Reedereien stand. Nie konnte ich die Meere vergessen, den Sonnenaufgang auf See und das Gefühl einer Morgenbrise, die mir durch das schütterte Haar streicht, während die Schiffshupe den Häfen dieser Welt unser Eintreffen ankündigt. Vor allem aber vergaß ich nie die blauen Wasser des Pazifiks. So nahmen wir uns eines Sommers ein Boot, kreuzten vor der Küste und landeten schließlich an einer Insel. Mit ihren weißen Stränden, den im Wind wiegenden Palmen und der sanften Brandung wirkte das kleine Eiland so jungfräulich, dass ich mich ernsthaft fragte, ob überhaupt je ein Fuß in den weichen Sand gesetzt wurde. Ich glaubte mich im Paradies. Es war noch Zeit, bis es dunkel wurde und ich erkundete den Strand.

Da sah ich es. Ein Glänzen überall im Sand. Perlen aller Farben schienen nur darauf zu warten, dass ich sie einsammelte. Aber es waren keine Perlen, son-

dern Plastikteile. Hunderte. Tausende. In Formen, die uns täglich begegneten. Vor vielen Jahren oder wenigen Wochen in den Werkhallen rund um den Globus gefertigt und von der Kraft des Meeres hierher gespült. Ich ging wie in Trance ein Stück weiter und sah die Reste eines Vogels, der zwischen all dem Müll lag. Sein Skelett rahmte die Plastikreste ein, die er zu Lebzeiten gefressen hatte – bis er bei vollem Magen verhungert war. In diesem Augenblick schämte ich mich mehr, als ich es je zuvor tat. Jahrzehntelang habe ich vom Meer gelebt, mein Glück und die Erfüllung meiner Kindheitsträume verdanke ich der See. Aber nie habe ich etwas getan, um dies hier zu verhindern. Vielleicht wusste ich schon immer, was wir anrichteten. Verdrängen ist so leicht, wenn ein Problem unter Wassermassen verborgen liegt. Ich musste erst ein alter Mann werden, um zu wissen, wie gut der Mensch vergessen kann – und wie schlecht die Natur. Dafür schäme ich mich.“ ●

# Ich bin ein Mädchen

*Von Albana Kelmendi*

3.  
PLATZ

Ich habe in meinem Leben schon immer mal eine Konferenz leiten wollen. Als Frau, im Hosenanzug. Ich habe schon immer an einem Tisch sitzen wollen mit äußerst bedeutenden Menschen. Eine Diskussion führend. Über das weitere Vorgehen. Was auch immer dies sein mag.

Wahrscheinlich passierte das alles genau deswegen. Ich saß an einem Tisch. Ein kreisrunder Tisch wohlgemerkt, auf dessen Oberfläche jemand die Umrisse aller Kontinente geritzt hatte. Ich trug eine Jeans, aber das machte nichts. Meine Umgebung war in schwarz und weiß getaucht. Der Rest des Raumes war leer, dunkel, geruchlos. Neutral. Sieben Stühle. Auf dem ersten saß ich.

Stuhl Nummer Zwei: Ein verheultes Kind.

Stuhl Nummer Drei: Eine Leiche.

Stuhl Nummer Vier: Ein Mädchen im Hochzeitskleid.

Stuhl Nummer Fünf: Eine nackte Frau.

Stuhl Nummer Sechs: Ein Embryo aus China.

Und Stuhl Nummer Sieben: Ein Abbild meiner Person.

Ja, ich weiß, ich war zunächst auch etwas geschockt, aber schließlich hat jeder seine eigene Geschichte, richtig? Egal wer. Und jeder ist bedeutend genug, um an diesem Konferenztisch aka *die Welt* zu sitzen, oder nicht?

Auf meiner eigenen Stirn klebte das Wort Feministin – in großen, bösaussehenden Lettern – und jemand hatte mir einen kleinen Zettel zugesteckt. Eine kleine Notiz:

*schäm dich*

Und dann passierte es. Ein Lichtstrahl, welcher wie aus dem Nichts aufzutauchen schien, beleuchtete plötzlich Stuhl Nummer Zwei. Dort, wo das verheulte Mädchen saß, konnte ich schlagartig Farbe ausmachen. Sie trug

verwaschene, alte Kleidung. Das Mädchen selber war wie versteinert. Sie regte keinen Muskel, ihr Blick fixierte mich, doch er schien weiterhin hohl und nicht anwesend. Dennoch konnte ich lautstark ihr Schluchzen hören. Es kam aus dem Off, wie ein lautes Hintergrundgeräusch. Dann kam eine andere Stimme dazu. Es war nicht ihre, sondern eine von diesen typischen Nachrichtensender-Stimmen. Monoton und sachlich.

*Das ist Amali. Hier siehst du sie kurz vor ihrer Beschneidung. Sie ist eine von 8.000 Mädchen ... pro Tag. Es ist eine Tradition, ein Brauch. Ein schmerzhafter Vorgang. Körperlich. Seelisch. 140.000.000<sup>1</sup> Frauen weltweit sind verstümmelt. Amali selber starb kurz nach ihrer Beschneidung.*

Licht aus. Für genau zwei Sekunden blieb es dunkel, dann orientierte sich der Lichtstrahl um und fiel auf Stuhl Nummer Drei. Die Leiche unserer Runde. Dieses Mal war kein Schluchzen zu hören, keine weiteren Geräusche außer der Nachrichtensender-Stimme. Wie auch? Das Mädchen war ja tot.

*Hier haben wir einen klassischen Fall von Ehrenmord. Ein oft religiöser Grund. Der Tod der eigenen Schwester, Tochter, Cousine wird vollzogen, wenn sie eine „Schande für die Familie“ darstellt. Willst du wissen, weswegen sie gestorben ist?*

Ich nicke und nicke und sehe das tote Mädchen vor mir genauer an. Sie muss viel jünger als ich selbst gewesen sein. Wieder geht das Licht aus, bis es zu Stuhl Nummer Vier wandert. Unter dem Lichtstrahl schimmert das Hochzeitskleid des Mädchens in hellen, funkelnden Tönen. Es ist pompös, fast so wie der erschreckende Ausdruck auf dem jungen Gesicht. Auch dieses Mal: Kein weiterer Ton. Offensichtlich hat sie sich nicht getraut etwas zu sagen. Die Stimme aus dem Off meldet sich zurück.

*Das ist der Grund. Eine Zwangsheirat. In diesem Fall noch eine Kinderhochzeit. Ein Verstoß gegen das Menschenrecht. Marias Mutter suchte ihr den Mann aus, viel älter als Maria selber, aber jetzt rate mal, wer bald Oma wird? Richtig, Marias Mutter. Dieses Schicksal stand auch unserer Leiche bevor, wenn sie sich nicht gewährt hätte.*

Immer wieder blickte ich auf die Notiz hinunter und ich verstand sie nicht. Wofür sollten wir uns schämen?

Das Licht erhellte in der nächsten Sekunde die nackte Frau am Tisch. Erst

<sup>1</sup> laut UNESCO

jetzt konnte ich sehen, dass sie übersät war von Blutergüssen. Die Haut um ihr rechtes Auge glich fast dem Ton ihrer blauen Iris. Ihre Lippe war aufgeplatzt und ein Wimmern ertönte. Dann ein sich wehrender, flehender Schrei. Kinder, die ihren Vater zur Vernunft baten. Sie kam mir bekannt vor, noch bevor mir die Stimme verriet, warum.

*Das ist deine Nachbarin. Sie lebt in der gleichen Straße wie du. Vater, Mutter, Kind. Und häusliche Gewalt.*

Der vorletzte Stuhl leuchtete hell auf. Der Embryo aus China. Kein Geschrei aus dem Kreissaal, keine Babylaute. Schließlich kam es niemals zur Geburt.

*Das hätte ein Mädchen werden sollen, aber die Eltern entschieden sich zur Abtreibung. Stichwort: Ein-Kind-Politik. Die Familien dort möchten viel lieber einen Sohn haben, da Mädchen nicht viel wert sind.*

Kurz danach wurde der Raum wieder in Stille getunkt. Es war verrückt all diese Geschichten zu hören und noch verrückter war es, auf die eigene zu warten, denn auf Stuhl Nummer Sieben saß noch immer mein Abbild. Unverkennbar.

*Das bist du. Ein Mädchen der westlichen Welt. Du bist wohlbehütet aufgewachsen, hast weder Angst vor Zwangsheirat noch davor als Embryo zu sterben. Offensichtlich. Aber erinnerst du dich an den Tag, als du einmal behauptet hast, du seist stark und könntest alles erreichen, was du wolltest? Doch in diesem Moment warst du unter Jungs und sie haben gelächelt, sich weggedreht und am nächsten Tag behauptet, Sexismus existiere nicht mehr.*

*Und erinnerst du dich daran, dass du gesagt hast, dass du heiraten willst, aber deinen Nachnamen behalten magst und wenn dein Ehemann seinen behalten will, dann soll er das auch tun, doch jeder hat dich schief angesehen?*

*Denk außerdem daran, dass du trotz gleicher Ausbildung und Bemühung in der gleichen Position bis zu 20% weniger verdienst als ein Mann. Weil du eine Frau bist. Und ganz wichtig: Vergiss nie all die Reaktionen, wenn du sagst, du seist feministisch.*

Wieder dunkel. Keine Geräusche und Stimmen. Ich blieb zurück mit nichts als dieser Notiz „schäm dich“ und der Bezeichnung auf meiner Stirn. Und wieder fragte ich mich: Wofür sollten wir uns schämen? Dafür, dass wir

Mädchen und Frauen waren? Dafür, feministisch zu sein?

Nein, ganz sicher nicht. Ich schämte mich nicht.

Ich rede schließlich nicht von der Unterdrückung des anderen Geschlechts.

Ich rede von Gleichberechtigung anstelle von Benachteiligung und Gewalt.

Dafür sollten sich die Leute schämen. Für eine Handlung, die jemanden tötet,

verletzt oder unterdrückt. Denn dann hat das Ganze auch nichts mehr mit

Kultur oder Tradition oder Religion zu tun, sondern einfach nur mit fehlen-

dem gesunden Menschenverstand.

Ich bin ein Mädchen. Und ich will das gleiche Recht.

Und ich bin feministisch, weil ich das unterstütze.

Und du bist nichts als ein zu beschämender Mensch, wenn all diese

Geschichten *okay* für dich sind. ●



Über  
Spaß und Scham  
des Kriegers

*Von Simon Mösch*

3.  
PLATZ

Seine schwarzen Lederstiefel hinterließen tiefe Spuren in dem mit Asche beschmutzten Schnee. Jeder Schritt brachte den jungen Harvel näher und doch gleich auch ferner zu dem, was das Ende war. Es blieb nicht mehr viel Zeit. Er konnte es fühlen. Es war schließlich nicht seine erste Mission.

Vom wolkenverzogenen Himmel fielen einige Schneeflocken, die aber in der grauen Welt nicht liegen blieben und verschwanden, sobald sie seinen dunkelgrauen Mantel oder seinen dreckigen Helm berührten. Ein eisiger Windstoß bewegte sanft seine rötlichen langen Haare, die unter dem Helm hervorlugten, ebenso wie das hohe Grass, das um ihn herum aus dem Schneeflecken herausragte. Doch er spürte die Kälte nicht. Er verspürte Hass. Hass für die, die seine Freunde getötet hatten. Er war der Letzte von ihnen. Harvel wagte einen Schritt nach vorne. Einen Schritt näher an seine Gegner. Sollte er es wagen dort hinzugehen, nachdem er so viel erreicht, so viel schon gewonnen hatte?

Er schlich nun zu der zerstörten Stadt entgegen und desto näher er trat, desto mehr Verwüstung fand er vor: Bombardierte Häuser, zerstreuter Schutt, gesichtslose Leichen an den Straßenecken und hier und da leere Waffen, die er bereitwillig aufsammlte und verstaute. Das, was einmal eine prächtige, lebhaftige Stadt gewesen sein musste, war nicht mehr vorzufinden. Stattdessen glich diese einer farblosen Masse an Trümmern, als wäre dies schon immer ihr Schicksal. Eine Gruppe an Menschen, die von oben bis unten mit getrockneten Blutflecken übersät waren, rannte an ihm vorbei um einer Explosion zu entkommen. Der Ursprung dieser Verwirrung schien aus dem Stadtzentrum zu kommen. Die Lautstärke der donnernden Entladung war ohrenbetäubend und überraschte ihn. Um ihn herum verschwanden die Trümmer und übriggebliebenen Mauern hinter einer dicken Wand aus Qualm. Automatisch fühlte er sich zu dem Ort der Explosion hingezogen. Harvel wusste genau, dass er dorthin musste, um seine Mission zu beenden. Selbst wenn er es diesmal nicht schaffen sollte, so würde es sicherlich erneut eine Chance geben.

Plötzlich fühlte er wie er die Kontrolle über seine Bewegungen verlor. Als würde er wie eine Marionette geführt werden, musste er zusehen wie seine Beine ihn zum Eingang eines vernichteten Hauses führten. Dies hob sich aus dem schmutzigen Nebel und den Bruchstücken von einst prächtigen Villen

aus dem Chaos hervor. Der Großteil des Anwesens war von der Wucht der Explosion zerschlagen worden und die Wände, die noch Standen waren kurz davor zu kollabieren. Der Vorplatz war übersät mit Glasscherben der zersprungenen Fenster. Die schweren Partikel des Staubs hatten diesen gezwungen sich wie eine Decke über die Trümmer zu legen. Er konnte sehen, wie die weißen Flocken in Nieselregen übergegangen waren und diese Decke nun einen Farbton dunkler färbten. Er musste zusehen, wie er unkontrollierbar die Schwelle des Hauses erreichte und konnte durch die zertrümmerten Innenwände einen Bunker im Zentrum des Hauses sehen, welcher durch die Explosion entblößt wurde. In ihm war er: sein Endgegner. Er wusste es. Danach würde es vorbei sein. Er war nun plötzlich wieder Herr über seine Bewegungen. Ihm blieb wenig Zeit zu reagieren. Zwei maskierte Männer sprangen von links und rechts aus dem Nichts. Ohne ein Wort zu sagen begannen sie zu schießen. Kleine Feuer erschienen immer wieder an den Enden ihrer Maschinengewehre aus denen die tödliche Munition kam. Harvel flüchtete sich vor dem Kugelhagel hinter die Reste einer kleinen Mauer und lugte vorsichtig über ihren Rand. Ohne zu zögern begann er loszufeuern und tötete zuerst den Einen und dann den anderen mit nur fünf perfekt positionierten Schüssen. Ein breites Grinsen machte sich auf seinem Gesicht breit als das Töten endlich begann. Er leckte sich die Finger und schmeckte noch leicht den Geschmack seines fettigen Mittagessens.

Er rannte vorwärts auf das Ende des Ganges, in welchem eine schiefe Eisentür den Eingang zum Bunker darstellte. Er war darauf aus, seine Mission so schnell wie möglich zu beenden. Der Feind hatte sein Eindringen bemerkt und man hörte sie Funksprüche auf einer anderen Sprache murmeln. Sie schrien nacheinander panisch auf, als er einen Raum nach dem anderen betrat. Es fielen dutzende Schüsse, doch immer konnte er sein Gegenüber töten. Harvel nahm schmerzlos einige Verwundungen entgegen, jedoch pochte sein Herz immer schneller, je näher er dem eisernen Bunkertor kam. Soweit hatte er es noch nie geschafft. Kurz bevor er diesen aber erreichte, sprangen die gleichen zwei maskierten Männer auf ihn zu. Nun musste er vorsichtig sein, seine Munition neigte sich dem Ende. Die beiden begannen, einen Kugelschauer auf ihn herabregnen zu lassen. Viele trafen ihn in den Brustkorb, doch er ließ es sich nicht anmerken und erschoss den Ersten. Ehe der Zweite ihn erneut treffen konnte, hatte Harvel diesen auch schon durch einen Kopfschuss tödlich getroffen. Mit einem breiten Grinsen machte er

sich nun auf in den Bunker, in welchem zusammen gekauert ein junger Mann mit blutverschmiertem Hemd kauerte. Er setzte seine Waffe an dessen Schläfe, um seinen finalen Schuss abzufeuern, als er plötzlich beim Erklang der Stimme seiner Großmutter zusammenzuckte.

„Tobias! Schämst du dich nicht!“, sagte sie empört und riss ihrem Enkel das Headset vom Kopf.

Wortlos drehte Tobias sich aus seinem Schreibtischstuhl und starrte seine Großmutter an. Am Rande seines Sichtfeldes sah er wie sich der Bildschirm bei jedem Schuss für wenige Sekunden rot färbte. Harvel starb. Ein Seufzer kam ihm über die Lippen.

„Das ist kein Spiel“, sagte seine Großmutter kopfschüttelnd. „Menschen sterben so. Dein Großvater würde sich schämen.“ Sie rieb sich langsam die Stirn ehe sie weitersprach. „Menschen sterben heute noch so. Überall auf der Welt.“

Tobias wollte gerade zu sprechen beginnen, als sie erneut ansetzte. „Schäm dich, dass du daran Spaß hast.“

Betrübt und schuldig schaute er auf den Boden. Er wusste nicht was er sagen sollte.

„Komm“, wies sie ihn an. „Wir besuchen deines Großvaters Grab auf dem Kriegsfriedhof. Dann sehen wir, ob du beim Gedanken an Krieg und Tod noch Spaß hast.“

Sie schritt voran und ehe er ihr folgte, schaute er noch einmal zum Bildschirm und presste den Aus-Knopf. Das nagende, unausweichliche Gefühl von Scham breitete sich in ihm aus, als er langsam seiner Großmutter hinterher eilte. ●

# Menschsein

*Von Kathi Rettich*

3.  
PLATZ

Hedi und ich, das war Schicksal. Wir haben uns getroffen, an einem Tag grau wie die Fabrikhalle drüben am Fluss.

Ich hatte mich im Bahnhof verkrochen, ganz am Rand, damit sie mich nicht finden. Die wollen uns da nicht drin. Wir stören das Ambiente, Dreck soll nicht das erste sein, was man sieht, wenn man ankommt.

Ich saß in einer Ecke, hab versucht mich unsichtbar zu machen, als die Hedi in die Halle gespült wurde. Alle haben sie angeschaut, sie war nicht zu übersehen.

Ein einzelner Farbklecks in dem Grau. Die Hedi mag es bunt.

Ich seh sie noch genau vor mir, wie sie in die Halle tanzt, barfuß, mit ihren roten Haaren und dem lila Kleid. Im Mund eine Zigarette.

Die Leute haben einen Bogen um sie gemacht, aber das hat sie nicht geschert. Hier darfst du nicht rauchen, hat einer gerufen, ist verboten. Hedi hat nur gelacht, Rauch in seine Richtung gepustet. Egal.

Sie ist direkt auf mich zu, hat mich angeschaut aus blitzenden Augen.

Hallo Vater, hat sie gesagt, so hat sie mich genannt. Ich bin die Hedi.

Dann hat sie ihre Zigarette fertig geraucht, seelenruhig, mit dem RAUCHEN-VERBOTEN Schild direkt überm Kopf. Hat nicht aufgehört mich anzusehen.

Ich kann Scham riechen, Vater, hat sie schließlich gesagt, aber glaub mir, die sind nicht besser als du.

Sie hielt mir die Hand hin, zog mich mit. Wir sind essen gegangen, nicht zur Tafel, sondern richtig, wie echte Menschen.

Hedi, habe ich gefragt, wie sollen wir das bezahlen, ohne Geld.

Aber sie hat mich nicht gehört, hat schon bestellt.

Von allem, hat sie dem Kellner gesagt, die Hedi mag es bunt.

Es wurden Teller gebracht, Platten voller Essen. Nichts passte zueinander, ich verstand, warum. Bunt ist immer anders, nie fad.

Wir aßen, stopften Reste in die Taschen, jede Schüssel wurde leer. Manche haben geguckt, aber das war egal.  
Ich war lange nicht mehr satt gewesen.

Dann sind wir gegangen. Draußen los gelaufen, sicherheitshalber, obgleich überflüssig. Keiner folgte uns.

Schäm dich nicht, hatte die Hedi gesagt, in der Bahnhofshalle vor vielen Stunden, zu einem anderen ich. Duck dich nicht, Vater, du bist genauso Mensch wie die. Jetzt war ich hier und die Welt eine andere. Menschsein gefiel mir.

Irgendwann sind wir stehen geblieben, völlig außer Atem, keine Ahnung, wo. Haben uns angeschaut, keuchend, lachend. Glückliche.

Ich will in den Zoo, sagte die Hedi.

Alles schien möglich.

Abends brachte ich Hedi in die alte Fabrikhalle am Fluss. Nie hatte sie dunkler gewirkt, nach all der Buntheit fast bedrohlich. Die Hedi hatte den Tag in Farbe getaucht, die Nacht blieb schwarz.

Wir sprachen kaum, tauschten nur Belanglosigkeiten. Ich wünschte, ich hätte etwas Großes gesagt, Danke Hedi, und du hast mein Leben bunt gemacht, aber die Worte kamen nicht.

Wir legten uns auf Zeitungen, eng beieinander, die Kälte trieb uns zusammen. Ich schlief ein.

Ich wache auf, plötzlich, mitten in der Nacht. Eisiger Wind fegt durch die Halle, treibt eine Zeitung vor sich her. Ich taste nach Hedi. Weg.

Ich finde sie draußen am Wasser, um sie herum Stummel, leere Schachteln. Wie lange ist sie schon wach?  
Ich gehe näher, sehe, höre, dass sie weint. Ich stelle mich neben sie, gemeinsam schauen wir auf den Fluss.

Sie drückt die Zigarette in den Asphalt, zieht die Nase hoch, zündet sich die nächste an.  
Wir verfaulen, sagt sie, wischt sich mit der Hand das Gesicht, Stück für Stück verfallen wir. Nichts hält das auf.

Sie weint jetzt heftiger, versucht es zu stoppen, gibt schließlich auf. Ihre Finger tasten nach der Packung.

Die ganze Welt schaut uns zu, sagt sie, keiner hilft.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Zünde uns eine neue Zigarette an. Höre nur zu, sie spricht.

Die Hedi mag es bunt. Aber ...

Schweigen.

Was, will ich wissen.

Wir sind grau, Vater, sagt sie.

Nein, sage ich, nehme einen tiefen Zug, nein, Hedi, du bist doch bunt.

Ich bin nicht bunt, sagt sie. Siehst du, ich bin nur angemalt. Das Bunt ist nicht echt. Ich bin nur Grau, nichts anderes ist da.

Wieder Schweigen. Wir umklammern die Zigaretten, halten uns fest.  
Das Glimmen als einziger Lichtpunkt in dem Schwarz der Nacht.  
Weißt du, sagt sie, schaut mich an, aus Augen, die nicht leuchten, ich bin  
weggelaufen, immer weiter, aber es wurde nie anders.  
Irgendwann, da habe ich verstanden, ich bin es selbst. Mein Grau ist  
überall gleich.

Hedi, sage ich, sie schüttelt den Kopf.

Ich hab's versucht, Vater, sagt sie, rote Haare, lila Kleid. Wollte bunter sein  
als das Grau.

Sie wirft die Zigarette in den Fluss, wir schauen zu, wie das Leuchten erstickt.

Es verschluckt alles, sagt sie, wir verfallen trotzdem.

Ich suche nach Worten, wieder sind da keine, meine Zunge ist zu schwer.  
Ich reiche ihr eine weitere Kippe, beschämt, sie braucht mehr als das  
kleine Licht.

Ich sollte aufhören, sagt sie, dreht den Stängel zwischen den Fingern. Sie sagt  
nicht, was sie meint. Ich weiß, das Rauchen ist es nicht.

Der nächste Morgen weckt mich früh, wieder bin ich allein.

Ich gehe hinaus, höre Menschen sprechen.  
Frau, sagt einer, ertrunken bei der alten Fabrikhalle.

Stille. Ich weiß es, bevor er es sagt. Obdachlos.

Wahrscheinlich betrunken, sagt ein anderer, sieht mich, verzieht den Mund,  
die sollten sich alle schämen.

Und ich verstehe jetzt. Grau, das sind Hedi und ich, der Dreck, die, die sich schämen sollen.

Menschen sind bunt.

Der Fluss ist abgesperrt, überall Polizei, Krankenwagen. Blaulicht spiegelt sich im Wasser. Das hätte ihr gefallen, denke ich. Farbe in dem grauen Fluss, Menschen, die sie suchen. Die Hedi mag es bunt.

Ich dreh mich um, als Taucher einen Körper aus dem Wasser ziehen, gehe weg. Ich will das nicht sehen. Lila Kleid, rote Haare.

Siehst du nicht, ich bin nur angemalt, hat sie gesagt. Jetzt ist die Farbe weg, abgewaschen im Fluss. Zurück bleibt nur ein grauer Körper, aufgequollen mit Wasser.

Die Hedi mag es bunt, so will ich mich erinnern.

Und wo sie jetzt ist, denke ich, da ist sie bunt. Richtig bunt, echt. Ein Mensch. ●

# Gedanken aus der Blechbüchse

*Von Florian Onimus*

NOMINEE

Eines ist sicher. Die ungebundene, freie trockene Rede ist nicht die meine. Zu zerstückelt die Tatsachen, zu rau die glatten Worte, zu glänzend der Satz. Und doch bin ich. Bin im Universum, erkenne meine auf der Erde stehenden Füße, welche einem kosmischen Urgesetze gleich sich dreht, gedreht wird und dabei noch nicht einmal still steht. Eine Erde, in der sich vor allem Platz für Normiertes findet, die Bananen sind gelb, der Apfel rund und vergiftet und Menschen, ja Menschen sind laut. Das Sprechen, die Sprache als solche definiert, identifiziert, ökonomisiert alles und jeden. Schonmal einen nicht sprechenden Banker gesehen? Eine stumme Tierärztin behandelt irgendwie witzlos und der stimmlose Sänger stellt per se eine Karikatur dar. Oskar trommelte daher, doch ich bin machtlos. Die Angst den Mund zu öffnen, die Stimmbänder zu beschwingen und mit Hilfe meiner Zunge den Luftstrom in geordneten Bahnen hinaus in die zuvor benannte Welt strömen zu lassen hemmt mich, beschämt mich. Da ist es ja schon wieder das Schämen, die Scham.

Im Gegensatz zur Angst, welche bisweilen förderlich, motivierend und leistungssteigernd wirkt, enthält die Scham keine einzige positive Kraft. Come as you are, sei du selbst, lebe Deinen Traum, aber wehe du zeigst dabei den Mittelfinger oder trägst die falschen Nikes. Du mich auch Bruder! Und dann stellen Sie sich vor, man schämt sich zu sprechen. Nicht auf Grund einer piepsenden Stimme oder anderen, als peripher zu verordnenden Merkmalen. Die eigentliche Ursache findet sich in den, nicht ersichtlich logischen Gedanken, in der Sprunghaftigkeit der Ideen, abgewürgt vom kollektiven Über-Ich und vermischt in der dicken braunen Sauce namens Tabu. Man wird doch noch sagen dürfen. Nein, keine Angst, diese Richtung wird nicht eingeschlagen. Das Wort als mächtigstes Instrument menschlichen Handelns wird übersehen, wegrationalisiert. Jeder kann ja sprechen.

Nun kommen wir doch zu einem positiven Aspekt der Scham. Scham als letzter Meilenstein, als Hüter der Menschlichkeit. Wenn rassistische Gedanken zur Scham werden, bevor sie sich in Sprache und Handeln äußern, erfährt der Begriff eine Renaissance. Wenn sich Testosteron gelenkte, enthaarte Affen ihrer homophoben Äußerung schämen, wenn alte, deutsche Männer vor ihren jungen thailändischen Frauen die Augen beschämt nieder senken und wenn Alice Schwarzer sich vor Scham ob ihrer nicht gezahlten Steuern verkriecht, dann haben wir eine intakte Gesellschaft.

Die Frage ob diese besteht, ob diese im Rahmen ihrer Möglichkeiten Scham an der richtigen Stelle fördert und an anderer auflöst, erscheint in Zeiten der Trumps, Petrys und LePens lächerlich.

Schäme dich, dass du ein Kopftuch hast, dass du zufällig auf der falschen Seite der Welt geboren bist und es nun gewagt hast hierher in unser gelobtes Land gekommen zu sein, dass du Männer oder Frauen liebst, dass du eine Frau bist, dass du gerne knappe Kleidung trägst, dass du tätowiert bist und dass du in die Kirche gehst. Es geht im Grunde um Toleranz. Und, wie Popper so schön sagte, um die Intoleranz gegenüber der Intoleranz. Es geht darum, und nun schlage ich den vielbeschworenen Bogen, den Mund aufzumachen. Seinen Arsch hochzubekommen, der AFD „fickt euch!“ entgegen zu brüllen und der leicht dementen Oma, welche diese ganzen jungen, arabischen Männer fürchtet, am Weihnachtsabend behutsam zuzureden. Dem Fußballkollegen bei der dreißigsten homophoben Äußerung den Ball an den Kopf zu schießen und Donald Trump bei der nächsten sexistischen Anwandlung auf Facebook zu entliken. Wenn nicht, sollte man sich schämen. Oder nicht? Toleranz bedeutet auch hier, die Unfähigkeit einiger Leute, die Intoleranz einiger nicht zu tolerieren, auszuhalten und zu akzeptieren. Den immer wiederkehrende Tenor der Politisierung der Jugend, ja mit welcher Utopie denn? zu unterlassen und einen jeden Menschen Mensch sein lassen. Es gibt kein schwarz und weiß, kein grau und schon gar kein Bunt, es gibt lediglich eine große braune Sauce, welche alle Farben vereint. Die Gedanken drehen sich im Kreis, wie immer. Eine Aktion, ein Zustandspassiv erfordert eine Reaktion, diese wiederum erfordert wieder eine Reaktion und am Ende steht man am Anfang.

Hippies mit Dreadlocks veganisieren sich ihre Realität schön, Antifas plenumieren in besetzten Häusern und der große Teil der Welt scheidet einfach auf alles. So beschrieben, erscheint die Welt doch eigentlich ganz schön. Nihilismus und der Wille zur Abkehr bestimmen das Sein.

Es gab in Deutschland im Jahre 2015 über 20.000 rechte Gewalttaten. Schämen sich die Täter?

Erzeugen wir ein Umfeld, in dem Scham als Waffe eingesetzt wird, verraten wir uns selbst, erzeugen wir es nicht, verraten wir uns auch.

Als letzte Konsequenz bleibt die Scham.

Ich schäme mich, als privilegierter, weißer, größtenteils heterosexueller Mann nichts ausrichten zu können und es noch nicht einmal zu versuchen.

Ich schäme mich, dieser Gesellschaft anzugehören, ich schäme mich meiner Privilegien und schäme mich meiner Ohnmacht.

Nutzte man diese Scham als Motor, erschlossen sich Möglichkeiten, Thesen, nicht nur punktuelle kleine, dem eigenen Wohlbefinden zuträgliche altruistische Handlungen. Die Ungleichverteilung der Scham in unserer Gesellschaft, auf der Welt, welche sich um sich selbst dreht und sich ineinander verschiebt ist systematischer Natur.

Es gibt kein richtiges Leben im Falschen, weder mit, noch ohne Scham.

Beginnen wir zu denken. ●



Projektleitung Eliana Böse (boese@care.de), Sabine Wilke (wilke@care.de)  
Gestaltung Jens Mennicke (mennicke@studiomennicke.com)  
Fotografie Daniela Glunz  
Druck Imprimerie Centrale, Luxemburg

Kontakt Dreizehnmorgenweg 6, 53175 Bonn  
Tel.: 0228 - 9 75 63-0, Fax: -51  
E-Mail: info@care.de  
Internet: www.care.de

CARE in Luxemburg a.s.b.l.  
43, Bd. Du Prince Henri  
L-1724 Luxembourg  
Tel.: +352-26 20 30-60, Fax: -91  
E-Mail: info@care.lu  
Internet: www.care.lu

Spendenkonto 4 40 40 Sparkasse KölnBonn, BLZ: 370 501 98  
IBAN: DE 93370501980000044040  
BIC: COLSDE33  
www.care.de/spenden  
www.care.de

Dieser Sammelband wurde herausgegeben von CARE Deutschland-Luxemburg,  
vertreten durch den hauptamtlichen Vorstand: Karl-Otto Zentel, Stefan Ewers.



Die Sammelbände der vergangenen Jahre könnt Ihr im Internet kostenfrei  
bestellen: [www.care.de/engagement/schulen/materialbestellung](http://www.care.de/engagement/schulen/materialbestellung)

Wir danken der Imprimerie Centrale, Luxemburg für die freundliche Unterstützung.



Texte und Abbildungen unterliegen dem Copyright von CARE Deutschland-Luxemburg. Copyright © 2017.  
CARE® und das CARE Paket® sind eingetragene Warenzeichen von CARE.



